



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

V., V.: Lessing und Goethe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

daran verzweifelt zu werden brauchen, doch noch eine Lösung zu finden. Wir werden versuchen, in einem letzten Aufsatze dieser Aufgabe gerecht zu werden.

Lessing und Goethe.

Das in Nummer 21 dieses Jahrgangs der „Grenzboten“ besprochene „Goethe-Jahrbuch“ enthält einen damals als besonders anregend hervorgehobenen Aufsatz des Freiherrn von Biedermann über „Goethe und Lessing“, der den Lesern vor allem zum Studium empfohlen wurde. Da uns die aufmerksame Lectüre desselben zu einem andern Resultate der Beurtheilung geführt hat, als das in der angeführten Besprechung gegebene, so sei es gestattet, die Hauptpunkte unsrer Ansicht kurz darzulegen. Handelt es sich doch um die uns Deutschen besonders theure Gestalt Lessings, und zwar nicht nur um seine Beurtheilung als Schriftsteller und Kritiker, sondern wesentlich um die als Mensch und Charakter. *)

Biedermann stellt in seiner Abhandlung die Urtheile gegenüber, welche Goethe über Lessing und Lessing über Goethe gefällt hat, und sucht nachzuweisen, daß die Leidenschaftlichkeit Lessings in seinem Verhalten gegen Goethe in „einer Leidenschaftlichkeit erregenden Ursache“ zu suchen sei und zwar in Lessings „Neid gegen den jungen Menschen, der spielend ihn des Ruhms, der erste Bühnenschriftsteller der Deutschen zu sein, zu berauben im Begriffe stand.“ Der Verfasser scheint das Empfindliche dieser Anklage selbst zu fühlen und betont daher besonders, daß er nicht „auf die ohnedies ja ganz unmögliche Herabdrückung von Lessings Bedeutung“ hinarbeite. Soll sich dies auf Lessings geistige Bedeutung beziehen, so hat er damit allerdings sehr recht. Denn wenn wir auch zugeben, daß Lessings schöpferische Dichterbegabung nach der Seite des unbewußt schaffenden Antheils des Gemüths hin eine geringe gewesen ist, so möchte doch schon die weitere Behauptung, Lessing sei nicht genügend empfänglich für dichterische Schönheiten gewesen, eine eigenthümliche Beleuchtung durch die Freiheit und Sicherheit des Urtheils gewinnen, mit welcher Lessing im Gegensatze zu der herrschenden Meinung seiner Zeitgenossen z. B. auf Sophokles und Shakespeare hinwies, mit welcher er, wie es erst neuerdings Munder

*) Wir haben den vorstehenden Artikel sehr gern zum Abdruck gebracht, wenn er auch die durch den Biedermannschen Aufsatz angeregten Zweifel uns ebenso wenig ganz zu beseitigen scheint, wie die Anzeige des Goethejahrbuchs in der ersten Nummer des neuen Weidmannschen Literaturblattes, welche den ganzen Gegensatz zwischen Lessing und dem jungen Goethe auf das „gut handeln“ und das „andächtig schwärmen“ zurückführen will.

D. Red.

(„Lessings persönliches und literarisches Verhältniß zu Klopstock“) nachgewiesen, scharf das wirklich dichterische von dem nur überschwänglichen und verschwommenen unterschieden hat. Allein selbst wenn man die Behauptung von der Unempfänglichkeit Lessings für dichterische Schönheiten zugeben wollte, was wir nicht thun, so behielte doch die Zurückführung des absprechenden Urtheils Lessings auf den Neid etwas sehr Bedenkliches. Neid entsteht entweder aus Erkenntniß von Vorzügen, die ein anderer hat, die einem selbst aber abgehen. Hieraus würde Lessings Neid nicht herrühren können, da ihm ja gerade die Fähigkeit, dichterische Schönheiten zu erkennen, abgesprochen wird, und zwar, wie wir hinzufügen wollen, trotz seines von dem Verfasser selbst angeführten ersten Eindrucks von „Werthers Leiden“, trotzdem daß der Verfasser selbst zugiebt, daß Lessing, „vom ersten Eindruck der Dichtungen Goethes überwältigt, freudige Theilnahme verrathen hat.“ Der Neid kann aber ferner durch äußere Erfolge entstehen, die ein anderer hat, die einem selbst aber fehlen. Und dies soll bei Lessing der Fall gewesen sein, weil ein anderer Erfolge hatte, die ihm selbst nicht etwa fehlten, die ihn nur von seiner Stellung zu verdrängen im Begriff waren, bei Lessing, den damals die Bühnensangelegenheiten längst aufgehört hatten zu interessiren, ja dem sie nicht selten zum „äußersten Eckel gereichten“! Was uns aber das Bedenklichste bei der ganzen Beweisführung zu sein scheint, ist dies, daß der Verfasser von dem geistigen Gebiete auf das moralische hinübergreift, daß er die Erklärung für eine Erscheinung, die ihm literarisch unverständlich bleibt, dadurch begreiflich machen will, daß er einen Makel auf den Charakter wirft, und obendrein bei einem Manne, dessen schönster Ruhm bisher gerade die Lauterkeit des Charakters war, der diese Lauterkeit in den heftigsten Fehden so bewährte, daß er sich auch gereizt zu keiner Ungerechtigkeit in der Beurtheilung hinreißen ließ. Und das sollte nun am Ende seines Lebens doch eingetreten sein?

Uns dünkt, die literarische Erklärung von Lessings Verhalten dem aufstrebenden Genius gegenüber liege nicht so ferne; der Verfasser selbst hat daran gestreift, wenn er darauf hinweist, daß Goethes „kecker Anlauf im ‚Göz von Berlichingen‘, dem ganz Deutschland zujauchzte, die Zerfahrenheit und Regellosigkeit eben überwundener roher Bühnenzustände zurückzuführen und Lessings Mühen zu nichte zu machen drohte.“ Allein, er hält diesen Grund nicht für hinreichend, um „Lessings Zorn zu verstehen.“ Dies ist in der That um so richtiger, als Goethe zunächst gar nicht an eine Aufführung auf der Bühne dachte. Allein „Göz“ und „Werther“ drohten nach einer andern Richtung hin „Lessings Mühen zu nichte zu machen“, und daß ein Kämpfer wie Lessing sich dagegen aufbäumte, war menschlich, war natürlich. Diese andere Richtung liegt in der Gesamtauffassung der Aufgabe der Poesie. Nach Lessing hat die Poesie

einen moralischen Zweck. Nach Goethe hat sie einen rein ästhetischen — ob sich nebenbei auch noch eine moralische Folge ergibt, liegt von Anfang an gar nicht in seiner Absicht; tritt sie ein, so ist es gut, tritt sie nicht ein, so ist das kein Vorwurf für den Dichter, der eine andere Aufgabe hat, die selbst dann keine moralische wäre, wenn die Lessing-Winkelmannsche Ansicht, die Aufgabe der Kunst sei Darstellung der Schönheit, richtig wäre. von Biedermann selbst hat in seinem Aufsatze sehr schön „Miß Sara Sampson“ und „Stella“ in Parallele gesetzt. Ihr Gegensatz beruht recht eigentlich auf dem Unterschiede der Auffassung der Poesie als eines Mittels moralischer Belehrung und ästhetischer Wirkung. Ging doch Goethe ursprünglich in der rein ästhetischen Durchführung seines dramatischen Problems so weit, daß die Lösung in schroffen Gegensatz zu unsrer moralischer Auffassung derselben tritt. Dieser Gegensatz macht auch Lessings Urtheil über „Werthers Leiden“ verständlich und natürlich. Erscheint doch in dieser Dichtung der Selbstmord aus übertriebener Empfindsamkeit wie gerechtfertigt, ja wie glorifiziert (was ja auch die Folgen des Buches bestätigt haben). Da verlangt denn der moralische Dichter „noch ein Capitelchen am Schlusse! Und je cynischer, desto besser“, damit nur ja nicht „die poetische Schönheit für eine moralische“ genommen werden möchte. Dem ästhetischen Dichter liegt eine solche Möglichkeit so fern, daß er über die thatsächlich nach dieser Richtung hin eingetretenen, auf dieser seinen Zeitgenossen noch geläufigen Verwechslung beruhenden Folgen selbst erschrickt. Lessing erkannte diesen Unterschied sehr deutlich; seine Welt fühlte er untergehen, eine neue, ihm fremde heraufsteigen, die Arbeit, die er gethan hatte, schien ihm nach dieser Richtung hin eine verlorne. Und das hätte ihn nicht erbittern sollen? sollte uns heute seine Erbitterung nicht hinlänglich begreiflich erscheinen lassen, ohne daß wir eine Anzweiflung seines Charakters zu Hilfe rufen müßten? Daß sich Goethe im Verhältniß zu Schiller ganz anders benahm, ist selbstverständlich. Goethe war auch durch Schillers Auftreten, das eine Gattung von Poesie aufs neue zur Herrschaft zu bringen drohte, die er selbst glücklich überwunden hatte, von dem jüngern Dichter abgestoßen. Wenn er ihm aber später „mit rückhaltloser Freundlichkeit“ entgegenkam, so geschah das nicht „dem Bittenden“ gegenüber, sondern dem Manne, der durch ernste Arbeit sich zu der reinen Auffassung der Poesie durchgekämpft hatte, die der ältere Dichter schon früher errungen hatte; sie erkannten sich als Bundesgenossen, als Vertheidiger desselben Postens. Das ist bei Goethe Lessing gegenüber nie der Fall gewesen und konnte es nicht sein, weil Goethes Auftreten trotz Regellosigkeit dem Wesen nach ein Schritt vorwärts, ein Schritt über Lessing hinaus war; sie konnten sich auf diesem Gebiete nicht als Verbündete erkennen, sie mußten sich ausschließen, wie es auch Goethe Lessing gegenüber gethan hat und mit Recht gethan hat, wenn er sein Urtheil

über „Emilia Galotti“ spricht und bei aller Anerkennung dem Stücke „nicht gut“ ist. „Wenn Schönheit und Größe sich mehr in Dein Gefühl webt“, schreibt er an Herder, „wirft Du Gutes und Schönes thun, reden und schreiben, ohne daß Du's weißt warum!“ Das war nun gerade Lessings Sache nicht, und hierin liegt der Unterschied beider. Endlich kommt aber für die Art ihrer gegenseitigen Beurtheilung noch sehr wesentlich in Betracht, daß Goethe zu Lessing aussah und in vieler Beziehung in ihm seinen Leitstern erkannte. Derart hatte der junge Goethe Lessing gegenüber nichts aufzuweisen und konnte es den Verhältnissen nach nicht haben. Daß Goethe diesen Dank, den er dem großen „Wegweiser“ schuldete, nie vergessen hat, obgleich er mit zunehmendem Alter den Unterschied immer schärfer fühlte, haben wir ihm billig hoch anzurechnen, da Dank auch in der literarischen Welt nicht gerade das Selbstverständliche ist. Die Differenz in dem Verhältnisse zwischen Lessing und Goethe scheint uns aber nicht sowohl durch die Neidlosigkeit Goethes, als durch die richtige Auffassung des Verhältnisses beider zu dem Wesen und der Aufgabe der Poesie gelöst.

B. B.

Die Bürgermeisterin von Schorndorf.

Zur Charakteristik der musikalischen Kritik in Leipzig.

Als die „Grenzboten“ im verflossenen Sommer bei Gelegenheit einer sehr abfälligen Besprechung von A. Reißmanns „Illustrierte Musikgeschichte“, um einer etwaigen falschen Auffassung dieser Besprechung zu begegnen, ein Bild von der bisherigen literarischen Thätigkeit des Herrn Reißmann überhaupt zeichneten, da gedachten sie zuletzt auch der auffälligen Lobeserhebungen, mit denen Herr Reißmann seit einigen Monaten die Direction und das Personal der Leipziger Oper überschüttet hatte, und vermutheten, daß diese Lobeserhebungen einen besondern, tiefer liegenden Grund haben müßten. „Die Theaterdirection — sagten wir am Schlusse — wird über kurz oder lang in den sauren Apfel beißen müssen, eine Oper von Herrn Reißmann für eine zwei- oder dreimalige Aufführung — denn öfter wird sie doch nicht gegeben — einzustudieren.“

Diese Vermuthung hat sich als durchaus richtig erwiesen. Am 1. November ist die gefürchtete Oper, nachdem das Leipziger Publicum in der Tagespresse durch eine Serie jener unnachahmlichen Communiqués, durch die es ununterbrochen über die Thätigkeit, die Pläne und Absichten der Leipziger Theaterdirection auf dem Laufenden erhalten wird, auf das wichtige Ereigniß vorbereitet worden war, wirklich vom Stapel gelassen worden. Sie betitelt sich: „Die Bürgermeisterin von Schorndorf.“

Die Aufführung würde für das Musikleben Leipzigs absolut bedeutungslos gewesen sein, wenn sie nicht Gelegenheit geboten hätte, die schmachtvollen Zustände, welche in einem Theile, und leider dem exponiertesten Theile der musikalischen Kritik Leipzigs herrschen, und über welche wir schon in der Eingangs erwähnten Besprechung der Reißmannschen „Musikgeschichte“ wie auch in einem spätern